

Désirée Nosbusch

Endlich
noch nicht
angekommen

ullstein 

Die Autorin



Désirée Nosbusch, geb. 1965, begann ihre Karriere mit zwölf Jahren beim Radio, später moderierte sie internationale Fernsehshows wie den Grand Prix Eurovision de la Chanson. Sie drehte Filme und Serien, für ihre Darstellung der Christelle Leblanc in *Bad Banks* bekam sie 2019 den deutschen Grimme-Preis. Sie lebt mit ihrer Familie in Luxemburg und den USA.

Das Buch

Bereits als Teenager machte sich Désirée Nosbusch einen Namen in der Radio- und Fernsehwelt und setzte sich mit ihrem jungen und frischen Stil in einer von Älteren dominierten Branche durch. Doch es folgten auch Jahre mit bitteren Erfahrungen, in denen sie sich immer wieder behaupten musste. Als erfahrene Frau gelingt ihr schließlich das, was nur wenige ihrer Kolleginnen vor ihr geschafft haben: der Durchbruch als beachtete, international anerkannte und gefeierte Schauspielerin.

Zum ersten Mal erzählt Désirée Nosbusch in ihrer beeindruckenden Autobiografie von ihrem besonderen Lebensweg, auf dem sie bestimmte Menschen und Erlebnisse für immer prägten.

Désirée Nosbusch

Endlich noch nicht angekommen

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:

www.ullstein.de

© 2022 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

Coverabbildung: © Xiomara Bender

Umschlaggestaltung: weyerdesign.lu

E-Book-Konvertierung powered by pepyrus

ISBN 978-3-8437-2727-3

Emojis werden bereitgestellt von openmoji.org unter der Lizenz [CC BY-SA 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/).

Auf einigen Lesegeräten erzeugt das Öffnen dieses E-Books in der aktuellen Formatversion EPUB3 einen Warnhinweis, der auf ein nicht unterstütztes Dateiformat hinweist und vor Darstellungs- und Systemfehlern warnt. Das Öffnen dieses E-Books stellt demgegenüber auf sämtlichen Lesegeräten keine Gefahr dar und ist unbedenklich. Bitte ignorieren Sie etwaige Warnhinweise und wenden sich bei Fragen vertrauensvoll an unseren Verlag! Wir wünschen viel Lesevergnügen.

Hinweis zu Urheberrechten

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten. Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken, deshalb ist die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Grazie, Mamma – Merci, Papa

Für Luka & Lennon

Immer weiter

Es ist noch sehr früh am Morgen, und ich sitze auf einer Wiese hinter meinem Haus in Luxemburg und sehe meinem Hund Bowie zu, der sich wie immer nur bis zum Rand des nahe gelegenen Waldes allein traut, um sich dann umzuschauen, ob ich nachkomme.

Heute ist Sonntag, und es ist ein Familientag, wie ich ihn nicht oft habe. Meine Kinder sind aus den USA angereist, mein Mann ist da, meine Mutter. Und mein Bruder und seine Kinder werden am Nachmittag alle hier sein. Wir Nosbuschs. Solche Treffen sind bei uns deshalb selten, weil meine Kinder nicht so oft nach Europa kommen, mein Mann sehr viel unterwegs ist und ich auch. Wenn ich das über meinen Beruf sage, so ist das keine Klage, sondern es gehört dazu. Schauspielerei bedeutet ein reisendes Leben, was aber auch heißt, dass es ein erlebendes Leben ist. Es ist einerseits rastlos, andererseits hat es keinen Stillstand. Es ist die Abwesenheit von Gewohnheit, und das mag ich.

Ich habe die vergangenen Wochen in Litauen, Lettland und Italien verbracht, um dort Filme zu drehen. Und jetzt bin ich auch nur zwei Tage hier in Luxemburg. Dann werde ich für eine Woche nach Frankreich und danach für einen Monat nach Rumänien fahren, um in einem Fernsehfilm mitzuspielen. Es ist aber für mich mehr, als nur in einer Rolle zu sein. Es ist immer eine Verwandlung. In Litauen lebte ich wochenlang in engen

Kostümen aus der Kaiserzeit und trug einen Turm aus Haaren auf dem Kopf. Dann war ich in Italien und spielte in einem Film eine krebskranke Frau, die kaum sprechen konnte. Ich hatte mir dafür von einem Zahnarzt extra eine Zahnschiene herstellen lassen, um auf eine ungewöhnliche Art zu sprechen. Und nun habe ich seit drei Wochen mit einem Sprachtrainer Rumänisch geübt, weil ich einige Textpassagen in dieser Sprache habe und es nicht wie aus einem Wörterbuch abgelesen klingen soll, sondern möglichst echt.

Wenn heute Nachmittag meine Familie hier sein wird, werden wir wie immer auf Französisch, Deutsch, Englisch und Luxemburgisch miteinander sprechen. Das geht dann alles durcheinander, aber durch meinen Kopf werden gleichzeitig auch rumänische Sätze fliegen, weil ich eine neue Sprache immer so trainiere. Ich habe dann immer so ein Gefühl, das ich schon sehr lange kenne. Es ist das Gefühl, nie ganz die zu sein, die ich eigentlich bin. Oder vielleicht doch? Vielleicht genau die, die ich bin oder die ich im Laufe meines bisherigen Lebens geworden bin. Und werden wollte. Die, die sich verwandeln kann und darf.

Vor vielen Jahren, als ich noch jung war, wurde mir immer gesagt: »*Désirée*, du musst immer so aussehen wie *Désirée* – egal, vor welcher Kamera oder auf welcher Bühne. Die Menschen wollen diese eine *Désirée* und keine andere sehen. Deshalb kommen sie ins Kino, ins Theater oder schalten den Fernseher ein.« Damals habe ich das auch geglaubt. Aber nicht gewusst. Das *ist* ein Unterschied, denn heute weiß ich, dass das nicht stimmte. Oder zumindest für mich nicht stimmte, denn mein Leben, mein Aussehen, meine ganze Art, eine bestimmte *Désirée* zu verkörpern, stellte für mich lange die Enge dar, mich nicht ändern und ausprobieren zu können. Das habe ich dann als junge Darstellerin immer wieder versucht. Ich war auf der Suche nach meiner Identität und kam dabei mit

unterschiedlichen Menschen zusammen. Manche halfen mir, glaubten an mich, zeigten mir neue Wege auf und machten mir Mut, sie auch zu gehen. Andere missverstanden mich oder wollten mich nicht verstehen. Und wieder andere versuchten mich bei meiner Suche nach mir selbst auszunutzen. Ich hatte als junge Frau noch nicht die Kraft und das Können einer Schauspielerin, mich immer wieder dagegen zu wehren. Heute weiß ich, dass ich auf eine, sagen wir, altmodische Weise ausgebildet wurde. Auf eine Weise, in der junge Frauen wie ich damals erst einmal alle diese üblichen Mädchenrollen überstehen, einigen Unsinn vor der Kamera machen und sagen mussten, was sich Regisseure und Autoren über eine Welt ausdachten, zu der sie nicht gehörten. Ja, ich war wirklich oft die Projektionsfläche von Vorstellungen anderer Menschen, meistens Männern. Und sie haben es ausgenutzt, dass wir jungen Frauen ausbrechen wollten, dass wir auf der Suche waren und noch in keiner Welt lebten, die ernst nahm, was wir dachten und sagten.

Als ich noch ein junges Mädchen war, habe ich im Fernsehen die *Sissi*-Filme mit Romy Schneider und Karlheinz Böhm nicht nur gesehen, sondern sie geradezu angebetet. Klar, es war Mädchenkram: Sissi, der Kaiser, der Hof und dieses Märchen, dass Liebe Grenzen überwindet. Eigentlich richtiger Kitsch. Aber ich habe auch Romy Schneiders weiteren Lebensweg verfolgt und ihr »Frau-Werden« in der Öffentlichkeit bewundert, weil es für mich wie ein Wegweiser war. Von dem Küken *Sissi* über *Die Dinge des Lebens* bis zur *Spaziergängerin von Sans-Souci*. Romy Schneider sagte später einmal: »Ich kann nichts im Leben – aber alles auf der Leinwand.« Ich mochte den Satz sehr, habe ihn für mich aber umformuliert, etwa so: »Ich kann viel im Leben und will das auch auf der Leinwand können.« Mich nämlich so verwandeln können, wie ich es in meinem Leben oft tat.

Wenn ich heute auf die bisherigen Jahre zurückblicke, dann ist es alles andere als eine Bilanz oder das Schließen einer Tür. Es ist vielmehr die Lust, die man manchmal hat, sich zu erinnern an das, was schon alles war. Sich dabei über manches noch mal zu freuen, aus Erlebtem zu lernen – und ja, auch wenn es schwerfällt, die schattigen und schmerzhaften Momente und Kapitel nicht auszulassen. Denn auch sie gehören immer zum Leben dazu. Es hilft nicht, sich selbst etwas vorzuwerfen oder sich zu verurteilen. Es war eben so, wie es war. »Hätte ich doch« oder »wäre ich doch« hilft einem nur, dieselben Fehler in der Zukunft zu vermeiden. Für die Vergangenheit sind sie uninteressant.

Wenn ich in Luxemburg morgens früh wach bin und noch niemand auf den Straßen zu sehen ist, ist mir manchmal, als gäbe es nur meinen Hund und mich auf der Welt. Das erinnert mich an die Tage meiner Kindheit, wenn ich den Sommer bei meinen Großeltern in Italien verbrachte und bereits ganz früh am Morgen auf den neuen Tag wartete. Ich war noch nie ein Mensch, der lange schläft, und bin es bis heute nicht. Ich glaube, ich warte schon im Schlaf mit Ungeduld auf den neuen Tag, der für mich wie eine frisch gewischte Schultafel ist. Sauber und bereit für Neues. Nun gab es aber immer sehr viel Neues in meinem Leben, und nicht alles davon war positiv, aber ich glaube, das allermeiste schon. Ich hatte immer große Pläne und Vorhaben. Ich suchte immer nach hohen Bergen, um sie zu besteigen. Und wenn ich mal abrutschte, na gut, dann unternahm ich einen neuen Versuch. Ich kann mich an keinen Moment erinnern, in dem ich aufgegeben hätte. Gut, manches, auch Privates, gelang nicht und scheiterte, aber ich habe deswegen nie kapituliert. Wenn mich heute jemand fragt, ob ich ein glückliches Leben hatte, kann ich das nicht beantworten. Ich bin ja noch mittendrin. »Immer weiter« ist die Überschrift jedes meiner Tage. Aber ich glaube auch, dass es an sich kein

glückliches Leben gibt, sondern nur Glück im Leben, und wenn man es gut hinbekommt, auch eine ganze Menge davon. Die anderen, die weniger glücklichen Augenblicke brauchen wir ebenfalls, weil sie zu überstehen für mich die wirkliche Schule des Lebens bedeutet.

Ich habe beim Aufschreiben meiner Erlebnisse sehr oft an meine Eltern gedacht. Ja, ich glaube sogar, ich habe sie dabei noch einmal besser kennengelernt, und meine, sie heute besser zu verstehen. Mir fielen viele Momente aus meiner Kindheit ein, die mir nun nicht mehr aus dem Kopf gehen. Es sind vor allem die Szenen an unserem Küchentisch, in einer Arbeiterwelt, in der mein Vater, meine Mutter, mein Bruder und ich lebten. Ich war damals schon so anders als meine Familie, kaum zu bändigen. Ich hatte die ganze Zukunft noch vor mir, ungeahnte Möglichkeiten, unendliche Träume und Pläne. Ich wollte raus und nicht mehr länger warten. Meine Eltern waren ganz anders. Immer ein bisschen müde von der vielen Arbeit und auch von der stillen Gewissheit, dass ihre Welt, ihre Zukunft nicht mehr mit ungeahnten Möglichkeiten auf sie warten würden. Nicht, weil sie älter waren als ich, sondern weil dieses Sich-noch-mal-neu-Erfinden für sie damals nicht vorstellbar war. Wie für viele andere aus ihrer Generation auch nicht. Damals war es natürlich mein Privileg, jung gewesen zu sein. Aber heute gilt das nicht mehr: Egal, wie alt man ist – jeder hat immer die Chance, noch einmal neue Wege zu suchen und zu gehen. Ich bin nicht mehr so jung und habe zwei Kinder, die Mitte zwanzig sind. Zwei, die, wie ich damals, wunderbar unruhig sind, die noch viel von der Welt wissen und erobern wollen. Und es auch werden. Diese innere Unruhe habe ich beim Aufschreiben dieser Erinnerungen wiedererlebt. An mir selbst. Sie ist immer noch da, und sie wird es auch bleiben.

Im Schuhkarton

Es war ein Donnerstag kurz nach Mitternacht, der 14. Januar 1965. So fing alles an. Die Wetteraufzeichnungen sagen, dass es an dem Tag drei Grad kalt und der Himmel über Luxemburg grau verhangen war. Aus den Radios hörte man Roy Orbisons »Oh, Pretty Woman« oder »Pour moi la vie va commencer« von Johnny Hallyday, es waren damals die größten Hits. Und später in dem Jahr sollte die Sängerin France Gall, die für Luxemburg beim Eurovision Song Contest auftrat, dort mit ihrem Lied »Poupée de cire, poupée de son« zum ersten Mal gewinnen. Und wenn in den Radios gerade mal keine Musik gespielt wurde, so hörten die Menschen mittags die *Luxemburger Funkkantine* mit den Moderatoren Frank Elstner und Dieter Weidenfeld. Diese Sendung war für viele wie eine »Mittagspause zum Hören«.

Das Fernsehprogramm war in Europa noch in Schwarz-Weiß. Wer in Luxemburg deutsches Fernsehen schaute, kannte Inge Meysel aus der Familienserie *Die Unverbesserlichen*. Um Mitternacht war dann immer Sendeschluss, und dieses berühmte Testbild erschien, das heute keiner mehr kennt. In Farben konnte nur im Kino geträumt werden, wenn *Doktor Schiwago* mit Omar Sharif oder *Feuerball* mit Sean Connery als James Bond oder *Für eine Handvoll Dollars mehr* mit Clint Eastwood und Klaus Kinski auf großen Leinwänden gezeigt wurde. Wer damals jung war und die Welt

verändern wollte, hatte wenig Möglichkeiten – man konnte es aber optisch zeigen. Jungs gingen zum Friseur und ließen sich die Haare so wie die Beatles schneiden. Und wenn es wärmer wurde, liefen die ersten Mädchen in Miniröcken herum, die – wenn sie sich nicht die teuren aus London leisten konnten – sie sich selbst schneiderten. Die große Unruhe der Studentenbewegung, die 1968 ganz Europa vibrieren lassen sollte, war erst zart zu spüren; in Luxemburg fast noch gar nicht. Da hieß der Premierminister Pierre Werner, auf der einen Seite in Deutschland war der Kanzler Ludwig Erhard und auf der anderen Seite in Frankreich der Präsident immer noch Charles de Gaulle. Und in den USA wurde zum ersten Mal eine unbemannte Gemini-Raumkapsel in die Erdumlaufbahn geschossen. So also war die Welt, als ich am frühen Morgen 1965 geboren wurde. In meiner Familie war diese Welt aber weniger zu spüren.

Mein Vater Albert Nicolas Nosbusch und meine Mutter Rosa Maria, genannt Rosetta, Piccoli hatten vier Jahre vor meiner Geburt geheiratet. Mein Vater, ein großer und kräftiger Mann, dessen Familie mütterlicherseits aus dem Elsass kam, war Lkw-Fahrer, so wie es auch sein aus Luxemburg stammender Vater war. Aber er konnte noch sehr viel mehr, eigentlich alles, was mit Handwerk zu tun hatte. Er war ein großartiger Elektriker. Er konnte jedes Auto reparieren, er konnte tischlern und mauern. Und er baute, schon als er sechzehn Jahre alt war, Funksender zusammen, mit denen er sich später sogar mit Piloten, die in Flugzeugen über uns flogen, unterhalten konnte. Als Kind habe ich oft gedacht: Wenn irgendwo ein paar Ziegel, Zement und Holzlatten herumliegen würden, könnte mein Vater daraus sofort ein Haus bauen. Er dachte mit seinen Händen.

Dass dieser Albert Nosbusch nun irgendwann Ende der 50er-Jahre meine Mutter kennenlernte, war reiner Zufall, denn sie war zu der Zeit nur

zu Besuch in Luxemburg. Sie ist Italienerin und kommt aus dem kleinen Ort Ormelle, aus der Nähe von Venedig. Die Familie Piccoli ist sehr groß: Es gibt viele Onkel, Tanten, Nichten, Cousins und Schwager. Wenn alle zusammen waren, saßen wir mit ungefähr dreißig Personen an einem Tisch. Eine ihrer Tanten lebte damals in Luxemburg wie viele andere Italiener auch, die in den Stahlfabriken und Eisenerz-Bergwerken als Gastarbeiter arbeiteten. Da diese Tante auf einmal sehr krank wurde, reiste meine Mutter aus Italien an, um sie zu pflegen. Sie wohnte damals in der Rue de l'Alzette in Esch, nahe der Eisenbahnbrücke. Eine Straße, die ich immer sehr mochte, weil sie wie Miniatur-Italien wirkte. Die Türen der Häuser standen stets offen; davor saßen alle Dorfbewohner auf Plastikstühlen, die Frauen in bunten Schürzen. Die Kinder hießen Francesco oder Annarita. Es war immer laut, es wurde gerufen und gelacht, und es roch immer nach Kaffee oder italienischem Essen. Meine Mutter wohnte in diesem Viertel mit ihrer Tante über einem Gasthaus; wenn sie Zeit hatte, half sie im Lokal aus. Mein Vater lieferte in jener Zeit Geräte, unter anderem für ein Elektrogeschäft, das »Ricci« hieß, aus und sich in der Rue du Brill befand. Eines Tages sollte er eine Waschmaschine zu einem Kunden bringen. Aber er irrte sich in der Tür und stand in dem Lokal vor meiner Mutter. Es muss wohl Liebe mit den Augen gewesen sein, denn meine Mutter, damals einundzwanzig, sprach nur Italienisch und mein Vater, dreiundzwanzig, nur Französisch. Ich habe keine Ahnung, wie und worüber sie sich am Anfang unterhalten konnten.

Sie heirateten 1961, und meine Mutter wurde bald schwanger, mit einem Sohn. Doch der Junge kam leider als Frühgeburt auf die Welt und war so schwach, dass er in der Klinik nur ein paar Stunden überlebte. Meine Eltern haben mir und meinem Bruder die näheren Umstände seines Todes nie genau erzählt. Nach diesem Verlust ließen sie sich dann erst mal

Zeit, bis meine Mutter 1964 wieder schwanger wurde. Mit mir. Und so kam ich im Januar 1965 zur Welt. Auch ich wurde, wie der Sohn davor, zu früh geboren: Ich wollte schon nach siebeneinhalb Monaten heraus. Eine richtige Frühgeburt. Meine Mutter sagte mir später einmal, ich hätte ausgesehen wie ein »nacktes Kaninchen«. Irgendetwas muss in mir aber sehr stark gewesen sein, denn ich hatte einen solchen Lebenswillen, dass ich nicht einmal in einen Brutkasten gelegt werden musste. Weil ich sehr klein war und es zu der Zeit noch keine Maxi-Cosis oder andere Babyschalen gab, besorgten sie in der Klinik einen Schuhkarton und polsterten ihn mit Tüchern aus. Darin brachten mich meine stolzen Eltern nach Hause. Sie waren sehr, sehr glücklich. Ich war ihr erstes Kind, und mein Vater wollte unbedingt, dass ich *Désirée* heißen sollte, die »Gewünschte«. Er hatte sich den Namen gemerkt, als er ein Buch über Napoleon gelesen hatte, der 1795 ein Jahr lang mit der Französin *Désirée Clary* verlobt gewesen war, die dann später Königin von Schweden wurde.

Nun ist es immer schwierig, sich an die ganz frühen Jahre seiner Kindheit zu erinnern, weil man alles, was man zum ersten Mal hört, sieht, riecht oder schmeckt, noch gar nicht verstehen kann und man für nichts ein Wort hat. Ich glaube, das geht allen so, und man erinnert sich wie ich nur an Bruchstücke. Kleine Szenen oder Bildausschnitte, die wie Momentaufnahmen in meinem Gedächtnis herumliegen. Mir fällt komischerweise etwas aus der Wohnung ein, in die meine Eltern ein Jahr nach meiner Geburt gezogen waren. Sie befand sich in der Rue Neuve in Beles, im Süden von Luxemburg, gleich neben einem Hochspannungswerk. Die Wohnung hatte keine Zentralheizung, sondern in zwei Zimmern diese Ölöfen, die man dauernd nachfüllen musste. Meine Eltern mussten dafür das Öl immer in einem Kanister aus dem Keller holen.

Unser Zuhause bestand aus einer Küche, einem Wohnzimmer und einem ganz langen Flur. Damals kam er mir bestimmt zwanzig oder dreißig Meter lang vor. An seinem Ende gab es noch zwei Zimmer, das Schlafzimmer meiner Eltern und ein kleines Zimmer, in dem ich schlief und mein Vater auch seine CB-Funkstation aufgestellt hatte. Ich erinnere mich – da war ich etwa fünf Jahre alt – noch gut an einen seltsamen Kasten, ein Mikrofon und ein knarziges Rauschen, wenn mein Vater versuchte, als »LX1AN« einen Kollegen über Funk zu erreichen. Unser damaliges Zuhause war also mein erstes Revier, das ich nach und nach genau erkundete. Ich erinnere mich noch an den Linoleumboden in der ganzen Wohnung und daran, dass ich auf dem Boden der Toilette eines Tages kleine silberne Tiere entdeckte, die überall herumkrabbelten und dann zwischen Fußleiste und Fußboden einfach verschwanden. Da es in der Toilette keine Heizung gab, war sie oft feucht, weshalb es auch diese »Silberfische« gab. Ich ekelte mich aber nicht vor ihnen, sondern fand sie ganz interessant. Damals saß ich immer lange vor ihnen und überlegte, wo sie denn hinverschwinden und ob sie unter dem Linoleum vielleicht wohnen würden.

Von der Toilette kam man wieder in unseren schmalen Flur. Dort stand gleich neben der Tür eine Art Musiktruhe. In Wahrheit war es ein alter Schuhschrank, in den mein Vater ein Radio, einen Plattenspieler und einen Lautsprecher eingebaut hatte. Zusätzlich gab es ein Fach, in dem sich dicke, zerbrechliche Schellack-Schallplatten stapelten. Und später, als ich wusste, wie man die Geräte bediente, saß ich oft allein vor dieser Truhe, mit dem Rücken an der Wand und den Füßen darunter. Ich drehte am Radio oder hörte Schallplatten. Das war mein erster kleiner Sehnsuchtsort. Ich hörte mir jede Platte an, von »Mein kleiner grüner Kaktus« bis zu den Liedern des italienischen Sängers Mario Lanza, den meine Mutter sehr

mochte. Ich sang bei ihm dann auch irgendwann mit, obwohl ich nicht verstand, worum es in den Liedern eigentlich ging. Der Klang der Sprache gefiel mir. Es war ja die Sprache meiner Mutter.

So war sie, meine Entdecker-Kindheit. Jeden Tag wurde meine Welt ein wenig größer. Ich verstand zum Beispiel irgendwann, dass mein Vater morgens erst in einen Bus stieg, der bei uns vor dem Haus geparkt war, um Arbeiter in ein Hüttenwerk zu fahren. Das Anlassen des Dieselmotors war das Geräusch, das mich jeden Morgen weckte. Im Werk angekommen, stieg mein Vater dann in einen Lkw um und transportierte damit alles Mögliche durch Luxemburg. Abends brachte er die Arbeiter aus der Hütte wieder mit dem Bus nach Hause. Irgendwann stellte ich fest, dass sein linker Arm zwei Farben hatte: ganz weiß bis dahin, wo der kurze Hemdsärmel endete, und danach von der Sonne gebräunt, weil er beim Fahren immer den Arm im offenen Fenster liegen hatte.

Neben dem Dieselmotor gab es noch ein anderes Geräusch, das ich niemals vergessen werde: das Klackern und Surren der Singer-Nähmaschine, mit der meine Mutter abends, wenn ich schon im Bett lag, in der Küche saß und nähte. Es war meine Einschlafmelodie und beruhigte mich immer, weil ich dann wusste, dass meine Mutter da war. Das Schneidern oder Nähen war ihr Beruf, und sie arbeitete wirklich sehr, sehr viel. Auch wenn Aufträge erledigt waren, blieb sie wach und nähte Kleidung für mich. Zum Beispiel jedes Jahr mein Faschingskostüm für die Schule. Das war nicht irgendein Kostüm, nein. Einmal verkleidete ich mich als Frau Holle; das Kostüm war wirklich Haute Couture und sah wie eine richtige Wolke aus. Oder als der gestiefelte Kater. Ich war der schönste gestiefelte Kater, den es je gegeben hatte. Für diese Kostüme bekam ich sogar jedes Mal einen Preis.

Wir waren wirklich nicht reich, aber zum Glück schaffte es meine Mutter, mit ihrem Können und Geschick jede Kleidung irgendwie selbst herzustellen. Als später Jeanshosen modern wurden, die aber sehr teuer waren, nähte sie mir kurzerhand eine blaue Hose, die fast aussah wie eine echte Jeans. Mir war das natürlich peinlich, weil es eben keine Levi's- oder Lee-Jeans gewesen waren, und ich wollte sie eigentlich auch nicht anziehen. Aber ich brachte es nicht übers Herz, weil meine Mutter wieder eine Nacht durchgenäht hatte, damit ich, wie die anderen Jugendlichen auch, »so eine blaue Hose« haben konnte.

Und dann eines Tages zeigte mir mein Vater eine kleine Tanne, die in unserem kleinen, schmalen Garten hinter dem Haus wuchs. Er verriet mir, er habe sie an meinem ersten Geburtstag gepflanzt. Da war sie noch ein Stängel. Sie war also genauso alt wie ich. Ich bin dann als kleines Kind immer zu der Tanne gegangen und habe geschaut, wer schneller von uns beiden wuchs. Ich glaube, am Anfang waren wir eine Zeit lang gleich groß, aber dann enteilte mir die Tanne. Sie steht heute noch an derselben Stelle, ist mittlerweile riesig hoch gewachsen. Ich bin auch später noch ein paar Mal dort gewesen, immer mit dem Gedanken, dass der Baum und ich fast zur selben Zeit auf die Welt gekommen waren. Wenn ich an ihm hinaufsehe und den dicken Stamm umarme, mag ich aber nicht darüber nachdenken, dass er wahrscheinlich länger auf der Welt bleiben wird als ich selbst.

Als ich vier Jahre alt war, wurde meine Mutter wieder schwanger. Ich war sehr aufgeregt. Es hieß dann, es würde ein Junge werden, und ich freute mich wahnsinnig auf ihn, auf meinen Bruder. Dann, am Tag der Geburt, kam meine luxemburgische Oma zu uns; sie sollte auf mich aufpassen. Mein Vater sagte, er würde jetzt ins Krankenhaus gehen und mit meinem Bruder wiederkommen. Ich habe damals die ganze Zeit

abwechselnd am Fenster und an der Tür auf sie gewartet. Dann, nach einer Zeit, kam er wieder. Aber ohne Bruder. Ganz allein. Und er sagte auch nicht viel, eigentlich gar nichts. Zunächst war ich dann erst mal gar nicht traurig; ich hatte natürlich nicht verstanden, dass mein Bruder wieder eine Frühgeburt und so schwach gewesen war, dass er nur ein paar Stunden gelebt hatte. Dass jemand kurz nach der Geburt sterben oder man überhaupt sterben könnte, war etwas, was ich noch nicht begriff. Ich war vielmehr wütend auf meinen Vater, der mir einen Bruder versprochen und nun sein Versprechen nicht gehalten hatte. Ich fühlte mich betrogen und fand das nicht gerecht.

Ein Jahr später, da war ich fünf, wurde meine Mutter noch einmal schwanger, und als das Kind geboren werden sollte, fragte mich mein Vater, ob ich mit ins Krankenhaus kommen wollte. Meinen Bruder abholen. Ich weigerte mich. Nein, er hatte mir schon einmal versprochen, dass ich einen Bruder bekommen sollte, und das würde doch diesmal wieder nicht passieren. Diese Enttäuschung wollte ich nicht noch einmal erleben. Dann ging ich aber doch, wenn auch nur sehr widerwillig mit. Jean-Luc, mein Bruder, war gesund zur Welt gekommen, auch zu früh, aber zum Glück schaffte er es.

Kaum hatte ich diesen Bruder nun bei uns zu Hause, veränderte sich mein Leben. Ich war so verliebt, stolz und in Freude über diesen Menschen, dass ich mich mit fünf Jahren nicht nur als seine Schwester, sondern auch als seine Nanny, Mutter, Freundin und Lehrerin fühlte. Meine Mutter erzählte mir später einmal, dass ich bereits in sehr jungen Jahren schon so tat, als wäre ich erwachsen. Ich wurde tatsächlich schnell sehr selbstständig, was nicht zuletzt daran lag, dass meine beiden Eltern viel arbeiteten und mich mit meinem Bruder alleine lassen mussten. Das war ich aber gerne, denn dann hatte *ich* Verantwortung, und das gefiel mir.

Ich kochte für Jean-Luc, legte ihn mittags in sein Bett, räumte auf, wusch die Wäsche, setzte ihn nach dem Mittagsschlaf in den Laufstall und spielte mit ihm oder ihm etwas vor. An eine Szene aus jener Zeit kann ich mich bis heute erinnern: Mein Bruder krabbelte im Laufstall umher und wollte nicht aufhören zu weinen. Ich wusste aber nicht, warum. Also sprach ich mit ihm, nahm ihn in den Arm, aber er weinte immer weiter. Eine Show. Ich musste ihn mit einer Show ablenken, dachte ich mir und stieg auf einen Stuhl, um ihm eine Oper vorzusingen – also zumindest etwas, das ich dafür hielt. Ausladendes, lautes »lalalalaa« und so weiter. Bei einem dieser »Lalalaas« streckte ich dann sehr theatralisch die Arme in die Luft und traf dabei versehentlich die Küchenlampe, aus der zwei von drei Glaskugeln herunterfielen und auf dem Boden zersplitterten. Zum Glück trafen sie nicht meinen Bruder, dessen Weinen sofort in lautes Lachen umschlug. Als meine Mutter später dann nach Hause kam, sah sie den Schaden sofort und fragte mich besorgt, was passiert wäre. Ich versicherte ihr, dass ich keine Ahnung hätte. Erst viele Jahre später habe ich ihr dann gebeichtet, was wirklich geschehen war. Ich weiß nicht, warum mir diese Szene bis heute noch so deutlich in Erinnerung geblieben ist – als wäre sie erst gestern passiert. Vielleicht, weil es meine erste kleine Notlüge war, die ich lange mit mir herumgetragen hatte. Mein erstes Geheimnis.

Eine andere, heute noch sehr deutliche Erinnerung habe ich an mein erstes Schuljahr und mein erstes Diktat. Ich war in diesem Fach sehr gut, und der Lehrer schrieb eine »60« drunter, die in Luxemburg der Note 1 in Deutschland entspricht. Mit diesem Heft und der 60 bin ich dann nach Hause gelaufen – ganz stolz natürlich. Ich rannte in die Küche zu meiner Mutter. Sie schaute das Diktat an und fing plötzlich an, fürchterlich zu schimpfen. Sie hörte gar nicht mehr auf und befahl mir, in mein Zimmer zu gehen und die Tür zu schließen. Ich hatte für den Rest des Tages

Hausarrest. Völlig verstört hockte ich nun in meinem winzigen Zimmer und wusste überhaupt nicht, warum. Als mein Vater abends nach Hause kam, hörte ich, wie meine Eltern in der Küche anfangen zu streiten. Es knallten Türen. Auf einmal stand mein Vater in meinem Zimmer und umarmte mich. »Deine Mutter«, sagte er, »hat überhaupt nichts verstanden.« In Italien wäre eine Sechs die schlechteste Note, und sie wusste eben nicht, dass das in Luxemburg genau umgekehrt war. Sie hatte wohl nur die »6« gesehen. »Sehr gut, Désirée, du hast alles richtig gemacht.« Es war das einzige Mal, an das ich mich erinnern kann, dass mein Vater mich so umarmte. Er war sonst nicht so. Er war sehr sparsam mit Zärtlichkeiten, auch mit gesprochenen. Deshalb war es für mich an diesem Abend eine Sensation, dass mein Vater mich umarmt hatte. Dieser knurrige, meistens wortkarge Mann hatte mir zum ersten Mal gezeigt, dass er mich, seine Tochter, liebt. Ich dachte damals, dass wir nun endlich ein neues Verhältnis zueinander bekommen würden. Und ich einen Papa, der mich umarmt und zur Begrüßung auf die Wange küsst. Am nächsten Tag bin ich deshalb mittags sofort nach der Schule nach Hause gerannt. Da ich einen langen Heimweg von fast einer Stunde hatte, kam ich schweißgebadet zu Hause an, weil ich da sein wollte, bevor er in der Mittagspause nach Hause kommen und mich bestimmt wieder umarmen würde, wir waren ja jetzt so miteinander. Ich hatte seine Pantoffeln geholt und vor der Wohnungstür auf ihn gewartet, auf meinen, neuerdings so herzlichen, Vater. Aber was passierte? Er kam, sah mich kaum an, brummte irgendetwas, setzte sich an den Küchentisch, aß und ging wieder weg, ohne ein Wort zu sagen. Für mich brach eine Welt zusammen.

Ich erzähle hier diese Geschichten, um zu beschreiben, wie unterschiedlich meine Eltern waren. Mein Vater konnte ein sehr lustiger und auch herzlicher Mensch sein, wenn er mit vielen Menschen zusammen

war. Dann konnte er erzählen und amüsan sein. Dann lagen die Leute sogar manchmal vor Lachen auf dem Boden. Aber mit uns, seiner Familie, war er anders. Manchmal so, als ob er nicht zu uns gehörte und von nichts etwas wissen wollte. Da kam es mir so vor, als ob er an einen unsichtbaren Felsen gekettet wäre, von dem er nicht loskam. Viele Jahre später kam mir der Gedanke, dass mein Vater wahrscheinlich unter Depressionen gelitten hatte. Eine Krankheit, über die man zu jener Zeit und bei uns zu Hause sowieso nicht sprach. Ich kam irgendwann darauf, weil auch ich irgendwann eine tiefe Traurigkeit in mir entdeckte, die mir teilweise die Sprache verschlug und mich so isolierte, wie ich es von meinem Vater in Erinnerung hatte. Das passierte meistens in Phasen, in denen ich mir ganz viele Fragen über das Leben stellte, auf die ich keine Antworten fand. Ich glaube, mein Vater hat sich dieselben Fragen gestellt. Meine Mutter war das Gegenteil von ihm für mich. Wenn mein Vater am Tisch saß, hingen oft Wolken des Schweigens über uns. Meine Mutter war dagegen für mich der sprechende Sonnenschein. Sie waren wirklich sehr unterschiedlich, und ich habe später oft darüber nachgedacht, ob sie eigentlich gut zusammengepasst haben. Manchmal, glaube ich, nicht. Meine Mutter war viel mehr eine »Mama«, als mein Vater ein »Papa« war. Sie war und ist bis heute eine Frau mit offenen Armen und offenem Herzen. Eine Italienerin, die – das fiel mir schon als Kind auf – sich wie eine fast verwelkte Blume in einer Vase wieder aufrichtete und stolz aufblühte, sobald sie bei ihrer Familie in Italien war. Und so war es auch für mich.

Meine Mutter war auch immer ambitionierter als mein Vater. Sie wollte weiter, höher hinaus, mehr aus ihrem Leben machen. Sie versuchte, meinen Vater mitzuziehen. Er könnte doch in der Abendschule einen besseren Schulabschluss nachholen, sagte sie ihm. Immer wieder. Sie habe die Adresse, und die Kurse würden dann und dann anfangen. »Komm,

Albert, das machst du.« Und Albert brummte: »Non.« Das wäre zu teuer, sie hätten das Geld nicht. Also lieh sich meine Mutter bei jemandem zweihundert Franken und legte sie ihm hin. »Mach doch diese Schule. Das Geld beschaffen wir uns wieder.« Doch mein Vater sagte nichts, ging auch nicht zu dieser Schule und verbrachte seine Abende weiter vor dem Fernseher.

So waren sie damals, meine Eltern. Mein Vater wie ein knorriger Baum, der sich nicht bewegte, und meine Mutter wie ein Wirbelwind, der um den Baum herumtanzte. Doch trotz aller Unterschiede haben sie die ganze Zeit etwas geschaffen, was für meinen Bruder und mich wichtig war: Wir fühlten uns immer sicher zu Hause. Wir wussten zwar, dass wir nicht reich waren und meine Eltern deshalb immer viel arbeiten mussten, aber wir wussten auch, dass es bei uns immer genug zu essen geben, wir nie frieren und auch immer etwas zum Anziehen haben würden. Ich habe mir als Kind bestimmt um dieses oder jenes Sorgen gemacht, aber ich hatte nie diese eine große Sorge: Ich hatte nie Angst um unsere Existenz. Ja, das ist es: Ich bin ohne große Angst vor irgendetwas aufgewachsen, und mehr noch, ich bin, auch durch meinen Vater, mit dem Verständnis groß geworden, dass sich Probleme lösen lassen und dass man Kaputttes reparieren kann. Natürlich bezog sich das bei ihm nur auf Handwerkliches. Doch wenn man das lernt, nimmt man viel für vieles im Leben mit. Dass zum Beispiel auch im Zwischenmenschlichen fast alles mit Ursache und Wirkung zu tun hat und die richtigen Worte auch etwas »reparieren« können. Sie können wie Werkzeuge sein.

Ich habe meinem Vater oft dabei zugehört, wenn er wieder etwas baute oder instand setzte. Ich konnte deshalb schon als Kind mit vielen Werkzeugen umgehen, wusste früh, wie man Zement anmischt, einen Wasserhahn abdichtet oder warum ein Stromkabel drei Leitungen hat. Ich

könnte heute noch ein Zimmer tapezieren oder eine Tür lackieren. Ich wusste schon früh, wo bei einem Auto der Vergaser sitzt und wie man einen Reifen wechselt. Ich kann heute noch einen Lkw fahren oder einen Bus einparken, und wenn ich an einer Baustelle vorbeigehe, sehe ich sofort, ob die Arbeiter die richtigen Stahlmatten im Beton verbaut haben. Und ich habe bis heute, wahrscheinlich anders als andere Frauen, eine stille, aber sehr innige Liebe zu Baumärkten behalten. Ich mag den speziellen Geruch in den Hallen, und ich mag all die Einkäufer, die alle etwas verschönern oder reparieren wollen. Ich denke bis heute: Das können keine schlechten Menschen sein. Ich kann in einem Baumarkt wirklich stundenlang herumlaufen, auch wenn ich nur eine Schraube oder einen Schwimmer für die Toilettenspülung suche. Wie mein Vater, der mit meiner Mutter manchmal am Samstag in einen Baumarkt ging, nichts kaufte, aber sich jede neue Bohr- oder Schleifmaschine ansah, in die Hand nahm und alle Schalter drückte. Meine Mutter stand dann daneben und sagte ungeduldig: »Albert, nun komm! Wir haben schon sechs Bohrmaschinen, und die da kann auch nur Löcher bohren.« Aber mein Vater meinte dann: »Nein, Rosetta, schau doch! Die hat ein ganz neues Schnellspannbohrfutter und auch Gangumschaltung.« Seine Augen leuchteten dann. Das waren seine Momente des Glücks.

Wenn ich es recht bedenke, so war es diese Schule des Pragmatischen, die Schule des Im-Alltag-Anpackenden, was mich sehr geprägt hat. Ich konnte damals sehr viel, ohne es wirklich gelernt zu haben. Es war Alltagskönnen, und zu diesem Alltag bei mir zu Hause gehörte auch, dass wir so gut wie nie Lebensmittel wegwarfen. Meine Mutter war und ist eine großartige Köchin, und sie kaufte immer genau so viel ein, wie wir verbrauchten. Und wenn doch etwas übrig blieb, wurde es, solange es ging, aufbewahrt. Später, als wir die erste Kühltruhe hatten, konnten wir dann

einfrieren. Und so ist es bei mir bis heute: Ich kann auch nichts wegwerfen. Ich überlege mir dann, was man aus der restlichen Pasta kochen könnte. Das Essen in den Müll zu werfen würde mir wehtun. Ich habe Jahre später in Los Angeles viele Dinner-Galas und andere dieser Festessen erlebt und mitangesehen, wie bleistiftdünne Frauen zwei, drei Gabeln von einer Speise aßen, den Teller dann stehen ließen und alles im Müll landete. Ich war jedes Mal empört. Man wirft doch gutes Essen nicht einfach weg! Das ist Frevel. Und ich frage mich: Warum gehen Menschen zu einem Abendessen, wenn sie gar nicht essen wollen? Bei uns, meiner Mutter, meinem Vater, bei meiner ganzen Familie war Essen immer etwas, was mit Lebensfreude und ja, auch mit Hunger zu tun hatte, vor allem abends, weil tagsüber immer viel gearbeitet wurde. Gutes Essen war der Lohn für gute Arbeit.

Ich war damals und bin bis heute sehr froh, das Alltagsleben so gelernt zu haben. Es machte mich selbstständig und gab mir die Gewissheit, später überall schon irgendwie klarzukommen. Die ländliche Gegend Luxemburgs, das aus einer großen Stadt und vielen Dörfern besteht, half mir dabei. Ich hatte Freundinnen, mit denen ich viel unterwegs war, auf Bauernhöfen und Weiden. Damals fing ich auch an zu reiten. Heimlich natürlich. Ich hatte zuvor nie Reitstunden gehabt, und deshalb war es gut, dass es auf einem Hof Pferde gab, die es geduldig ertrugen, wenn ein Mädchen wie ich ihnen ein Seil durchs Maul schob, ohne Sattel auf ihnen saß und dann versuchte, sie zu lenken. Ich, wir alle wurden mit der Zeit immer besser, und später schaffte ich es auch, mit einem Pferd zu springen und auf Turnieren anzutreten. Erst als ich eines Tages einmal richtig böse von einem Pferd gefallen bin, erfuhren meine Eltern überhaupt erst, dass ich ritt. Und haben es mir sofort verboten.

Ich mochte es damals sehr, Verantwortungen zu suchen und zu übernehmen. Für den Haushalt, meinen Bruder, das Pferd, meine Umgebung. Ich fühlte mich schon im Alter von zehn Jahren für fast alles zuständig. Das brachte mir in meiner Familie den Satz ein: »Désirée schafft das schon.« Ich habe ihn etliche Male gehört; er hing bei uns sozusagen über der Haustür. Wenn man jung ist, ist das ein Satz, der einen stolz macht. Später, und das war bei mir so, kann er auch zu einer Last werden. Weil »Désirée schafft das schon« die Selbstverständlichkeit eines Motorantriebs beschreibt: sich drehen, laufen, etwas in Gang bringen. Alle anderen mussten dann eben nichts machen, weil ich ja ... Und ich drehte, lief und machte alles, aber es blieb keine Zeit mehr für mich selbst. Kein Nachdenken, kein Träumen und kein inneres Ordnen. Manchmal ist das auch ganz gut, weil viele beim Sortieren ihrer Gedanken und Zweifel stecken bleiben und dann nicht wissen, wohin nun eigentlich. Doch ich kann aus eigener Erfahrung sagen, dass man in all dem Machen und Tun unterschätzt, was auf der Strecke bleibt: nämlich die Zeit, auch wenn man noch ganz jung ist, zu reflektieren. Sich selbst einmal mit Abstand zu betrachten. Wenn man Kind ist, tut man das noch nicht so richtig, weil man jeden Tag damit zu tun hat, man selbst zu werden, und keine Zeit hat, sich das »Bisherige« von außen anzusehen und über ein Ziel nachzudenken. Wer weiß denn mit zehn oder elf Jahren schon, wie oder wer er einmal werden will? Ich wusste es nicht. Gleichzeitig fühlte ich mich schon so erwachsen und sehr ernst, dass ich im Stillen viel darüber nachdachte, was aus mir, Désirée, mal werden würde. Von meinen Gedanken bekamen meine Eltern nicht viel mit. Mein Vater sagte immer nur, dass ich ja wohl die Schlaueste wäre und deshalb ganz sicher studieren und irgendwann mal Premierministerin werden würde. So weit gingen meine Ideen aber noch nicht, und ganz sicher wollte ich nicht

Premierministerin werden. Ich war ein wenig wie in einem Rausch und gleichzeitigem Zweifel eines gerade erst angebrochenen Lebens und sie, meine Eltern, in der Tretmühle eines schon laufenden Lebens, von dem sie ahnten, dass es so oder so ähnlich weitergehen würde. Anders gesagt: Für mich bot das Leben noch eine Aussicht auf ungeahnte Möglichkeiten, für meine Eltern war es schon ein Rückblick auf verpasste Chancen und dünner werdende Träume.

So und so ähnlich ging es auch den anderen aus meiner Verwandtschaft. Wir waren eine sehr große Familie und lebten sie auch. In Luxemburg wohnten die Eltern meines Vaters und viele meiner Tanten und Onkels, die ich aber nicht alle kennengelernt hatte. Das lag zum Teil daran, dass einige untereinander über Generationen hinweg zerstritten waren. Und andere zählten sich zu den besseren Luxemburgern, zu denen wir nicht gehörten, weil wir aus dem Arbeitermilieu stammten. In Italien gab es eine noch größere Familie mit etlichen Cousins und Cousinen und anderen Verwandten. Meine Mutter hatte allein fünf Geschwister. Diese gesamte Verwandtschaft war für mich als Kind wichtig gewesen, auch und besonders in der Unterschiedlichkeit ihrer Welten. Ich war damals schon, wie gesagt, ein bisschen wie meine Mutter: Auch ich blühte in den Sommern in Italien anders auf als in Luxemburg. Es war dieses Leben auf dem Land, das mir wie ein großer Spielplatz vorkam. Wir wohnten dort in einem sehr einfachen, kleinen Haus meiner Großeltern, das in den ersten Jahren noch nicht einmal Strom und fließendes Wasser hatte. Mein Vater, wer sonst, verlegte dann in einem Sommer die Leitungen und schloss den Strom an. Die Toiletten waren »Plumpsklos«. Immer wenn ein Loch voll war, wurde ein paar Meter weiter ein neues gegraben und das Toilettenhaus einfach daraufgesetzt. Ich weiß noch, dass wir aus Luxemburg einmal eine Klobrille mit Deckel mitbrachten, damit man nicht

mehr auf einem Balken sitzen musste. Ich und meine Cousins schliefen nicht im Haus, sondern in einem umgebauten Stall. Um ins Bett zu kommen, was nur aus stoffbezogenen Strohsäcken bestand, musste ich immer eine Hühnerleiter hinaufklettern. Jeder Tag war ein Abenteuer zwischen Hühnern und Enten, Gemüsebeeten und Maisfeldern, durch die wir tobten und deren Blätter mir immer die Arme zerschnitten. Das Brennen dieser Wunden, wenn ich sie abends abduchte, war ein Gefühl, das ich bis heute nicht vergessen habe.

Und dann war da noch meine Oma, Nonna Teresa, die alle und alles dominierte. Sie nannte mich ihre »Principessa«, setzte mich morgens in den Anhänger ihres Fahrrads und radelte mit mir zum Tierfutterkaufen. Wenn ich heute an sie denke, dann ist es mit diesem kindlichen Gefühl großer und bedingungsloser Liebe, dieser »Oma-Liebe«, die man später nie wieder so hat. Ich habe immer noch vor Augen, wie sie mich anschaute. Meine Mutter sagte einmal zu mir, ich würde sie an Nonna Teresa erinnern – auch ich hätte manchmal diesen schönen, traurigen Blick wie sie. Zu dieser Liebe gehörte aber auch meine Wut auf sie, die ich hatte, wenn wieder eines der von mir geliebten Hühner von ihr geschlachtet wurde. Sie schnitt ihm einfach, zack, den Kopf ab. Ich werde nie vergessen, wie diese Tiere noch einen Moment lang ohne Kopf weiterlebten. Es war furchtbar, und ich habe jedes Mal sehr laut mit ihr geschimpft. Aber la Nonna meinte dann immer nur: »Ja, aber wenn's auf den Tisch kommt, dann schmeckt's euch allen.«

Für mich waren es sehr reiche Kindersommer in Italien, auch wenn ich mir nach den Ferien in der Schule immer ärmlich vorkam, da andere Kinder schon viel weiter weg verreisten. Ich selbst verglich mich und meine Familie eigentlich nicht mit anderen und habe das auch in späteren Jahren nicht gemacht. Es waren vielmehr die anderen, die mich und uns

mit sich verglichen. Die anderen, für die ich nicht richtige Luxemburgerin war, sondern ein Kind einer italienischen Mutter und eines Vaters, der doch »bloß« einen Lastwagen fahren konnte. Wir lebten in einer noch sehr uneuropäischen Zeit: Italiener waren in Luxemburg die »Gastarbeiter«, die kamen und gingen, und eben keine Luxemburger waren. Ich selbst habe diese Ressentiments als junges Mädchen noch nicht so gespürt, aber sie sollten näher kommen. Doch ich fühlte eben immer diesen Schutz meiner wirklich großen Familie. Wenn alle da waren, saßen wir in Italien manchmal mit 30 Menschen am Tisch. In Luxemburg waren es weniger, vielleicht sieben oder acht Personen. Doch auch diese Welt, die Nicht-Ferien-Alltagswelt, war für mich reich. Was vor allem an zwei Menschen lag: an meinem Opa und meinem Onkel. Wenn alle anderen mein Erleben bunter und vielfältiger gemacht haben, waren es diese beiden, die ihm eine Tiefe gaben.

Mein Opa. Ich nannte ihn »Bopa«. Er war der Vater meines Vaters und hatte auch als Lkw-Fahrer gearbeitet. Ich habe damals von beiden gelernt, dass es ein Beruf ist, der einen stolz machen kann, und das waren sie. Heute würde man sagen, sie waren systemrelevant, denn Luxemburg war eben ein Industrie- und Bergbauland, ohne Transportmittel hätte das alles nicht funktioniert. Der Transport von Erzen, Stahl, Waren und Arbeitern, die in die Fabriken gefahren wurden. Ich habe damals oft mit meinem Vater und mit meinem Bopa in ihren Lkws gesessen, immer etwas höher als alle anderen Autos. Einen Lkw zu fahren ist nicht nur bloßes Autofahren. Es kann zu einer Kunst werden, wenn die Kurven eng, die Straßen schmal und die Brücken niedrig sind. Denn es bedeutet gleichzeitig einfädeln, jonglieren und die Räder fühlen – und das ist in einem 150-PS-Diesel-Lkw mit einigen Tonnen Ladung nicht leicht. Mein Vater und mein Bopa, sie konnten beide mit einem Blick sehen, ob der

Wendekreis auf einer schmalen Straße ausreichte, und sehr gelassen diese schweren Wagen in die engsten Parklücken setzen, was mein Vater mir dann auch beibrachte. Man kann sagen, dass Lastwagenfahrer sehr empathische Menschen sein können, sogar auch sein müssen. Mein Bopa war es jedenfalls. Seine Empathie, seine humorige, gemütliche Bodenständigkeit gehören zu den schönsten Gefühlen, an die ich mich aus meiner Kindheit erinnern kann. Bopa kam mir zeitweise wie ein Buddha vor, wenn er mit mir in der Küche meiner Großeltern saß und mit mir Karten spielte. Er wurde »Jempy« genannt, weil Luxemburger französische Vornamen wie Jean-Pierre gerne abkürzen. Jempy saß in seinem weißen Arbeiter-Unterhemd, das in Luxemburg und Frankreich »petit Marcel« genannt wird, und spielte entweder stundenlang mit mir, oder wir schälten Kartoffeln oder Äpfel. Er zeigte mir, wie man sie, ohne das Messer abzusetzen, schält, um eine sehr lange Schale zu erhalten. Ich hatte irgendwann immer die längere, aber ich glaube, er ließ mich absichtlich gewinnen, wie er vermutlich auch sonst mein Kinderglück manchmal herbeischummelte. Eines Tages, ich war das erste Mal in meinem Leben im Kino, schaute ich mit Bopa und meiner Oma den Zeichentrick-Film *Bambi* an. Und klar: Danach wollte ich auch ein Bambi haben, ein kleines Reh, aber natürlich ein lebendiges. Ein paar Tage später, ich muss so vier oder fünf gewesen sein, sagte mein Bopa zu mir: »Komm, wir gehen in den Wald! Vielleicht finden wir ja ein Bambi für dich.« Nun gab es in den Wäldern Luxemburgs damals viele Rehe, und es dauerte tatsächlich nicht lange, bis wir auf einer Lichtung ein Rehkitz sahen, ganz in der Nähe einer Sitzbank. »Dési«, sagte mein Großvater zu mir, »wir kommen jetzt jeden Tag hierher und legen Futter dorthin. Dann kommt bestimmt das Bambi und isst es auf. Dann weißt du, dass es *dein* Bambi ist.« Ich war sehr aufgeregt. Wir kamen wirklich jeden Tag zu der Stelle, und ich legte

Butterbrote und Äpfel auf die Bank. Und jedes Mal war das Essen am nächsten Tag angebissen, zerkrümelt oder komplett weg. Ich war das glücklichste bambibesitzende Mädchen von ganz Luxemburg. Erst Jahre später bekam ich heraus, dass sich mein Großvater immer heimlich zu der Bank zurückgeschlichen und die Brote angebissen, zerkrümelt oder mitgenommen hatte. So war er, mein Bopa: der größte und liebenswerteste »Mit-mir-Quatschmacher«, den es gab. Ich konnte ihn auf seine Couch legen, ihm sagen, »sei mal Mumie«, und ihn dann ganz mit Klopapier einwickeln. Er sprach dann »mumisch« mit mir, »müüüüfmf« oder so was. Oder ich stellte in der Kleiderkammer meiner Großeltern zwei Stühle auf und holte sie in mein »Theater«. Die Kleider waren mein Bühnenvorhang, und ich spielte ihnen irgendwelche Sketche vor, die ich im Fernsehen gesehen hatte. Ich könnte stundenlang von meinem Bopa erzählen. Er war so ein guter Schau-, aber vor allem Hörspieler.

Wenn ich bei meinen Großeltern übernachtete, bekam ich immer das Zimmer direkt neben ihrem, und weil die Wände sehr dünn waren, konnten wir uns vor dem Einschlafen immer alles Mögliche zurufen. Ich fragte dann immer: »Bopa, wer liegt denn da noch in deinem Bett?« Dann ertönten alle erdenklichen Geräusche und Stimmen von irgendwelchen Tieren oder unbekanntem Wesen, die mein Großvater nun aber ganz schnell vertreiben oder aus dem Fenster werfen musste. Kaum waren sie weg, fragte ich: »Bopa, liegt jemand unter dem Bett?« Daraufhin hörte ich, wie er das Bett verschob und mir zurief: »Dési, stimmt! Da, da ist ja noch jemand. Nun aber raus mit dir!« Irgendwann ging dann meine müde Großmutter dazwischen und sagte: »Nun ist aber mal gut! Hier ist jetzt keiner mehr.« Bopa und ich lachten dann los, und ich bemerkte zum Schluss noch: »Och, wie schade« und schlief schließlich ein.